

Sabine Kuegler
Jägerin und Gejagte

Knaur Taschenbuch Verlag

Aus Gründen der Diskretion
sind einige Namen handelnder Personen
im Text geändert worden.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe April 2011
Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2009 bei Droemer Verlag.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Lektorat: Ingrid Grimm
Fotos Seite 7, 107: privat
Foto Seite 199: © Stephan Sahn
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Stephan Sahn
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-78232-3

2 4 5 3 1

Für Wolfgang.

Danke.

I

Das Ende



Prolog

Ein kleines Zimmer, kalt und dunkel. Nur eine Tischlampe mit matter Glühbirne. Ich spüre den harten Stuhl nicht, auf dem ich sitze. Meine Augen nehmen das Licht, das in langen, schmalen Strahlen durch die Fenster fällt, nicht wahr, ebenso wenig wie das Gesicht, aus dem mich jemand anspricht, den flimmernden Computer neben mir und die Papiere, die sich auf dem Metalltisch auftürmen und umzukippen drohen. Alles ist leer, dumpf, unecht. Das, was von mir übrig ist, fühlt nichts mehr, ich bin benommen, abgestumpft, empfinde keine Angst, keinen Hass, keine Hoffnung, keine Panik, nur Leere, die sich wie eine bleierne Wolke über mich legt, mich erdrückt und noch den kleinsten Funken Leben aus mir herauspresst. Auch der letzte Hoffnungsschimmer ist erloschen, meine Seele scheint in diesem Moment ihren letzten Atemzug zu tun, meine Flügel sind gebrochen, mein Herz ist in viele kleine Teile zertrümmert. Zurück bleibt ein Nichts, endlose Einsamkeit und tödliche Kälte.

Ich nicke, wiederhole, was mir gesagt, unterschreibe,

was mir vorgelegt, und schlucke, was mir gereicht wird. Ich bin zu einem Etwas geworden, das nur noch aus einer leeren Hülle besteht, mein Inneres ist gestorben. Sie bringen mich in ein anderes Zimmer, zwei weiße Betten mit jeweils einem Nachttisch daneben. In der Ecke ein Waschbecken. Dusche und Toiletten seien auf dem Flur, sagt mir eine Stimme aus der Ferne. Ich nicke, ziehe mich mit automatischen Bewegungen aus, streife mir ein Nachthemd über und falle in ein kaltes, fremdes Bett. Ich starre auf die weiße Decke; Licht von einer Straßenlaterne scheint herein, wirft tanzende Schatten auf die Wände. Ich beobachte, wie sie Formen annehmen und wieder verschwinden. Stundenlang starre ich, aber ich fühle nichts, denke nichts. Sie haben mir alles genommen, mich verfolgt, mich in einem Netz aus Vermutungen und Unterstellungen gefangen, bis ich schließlich zusammengebrochen bin. Und dann haben sie das bisschen Leben, das noch in mir war, erstickt. Jetzt gibt es kein Entkommen mehr.

Er hat vor mir gesessen, mich mit seinen Augen durchbohrt, mit seiner Kälte vereist und mit seiner harten, leisen Stimme willenlos gemacht. »Du hast zwei Möglichkeiten«, flüsterte er drohend, »entweder du gehst freiwillig, oder ich lasse dich einweisen.« »Aber warum«, fragte ich verzweifelt zurück, »kannst du nicht verstehen, dass es mir in dieser Situation nicht gutgehen kann.«

»Du brauchst Hilfe, weil du nicht mehr leben willst. Du bist eine Gefahr für dich selbst. Also, entscheide dich. Wenn ich dich einweisen lasse, werde nur ich entscheiden können, wann du wieder herausdarfst. Wenn du freiwillig gehst, wirst du ein Mitspracherecht haben.« Mit gesenktem Kopf nickte ich: Ich werde freiwillig mitgehen. Ohne Widerstand packte ich einen kleinen Koffer, ging zum Auto und starrte bald gedankenlos auf die dunkle Landschaft, die an mir vorbeiflog. Ohne mich umzusehen, ging ich die Treppen hinauf, klingelte und trat ein in die Abteilung: Geschlossene Psychiatrie.

Das war Anfang Dezember, glaube ich. Ich weiß es nicht mehr genau. Die Erinnerung ist so schwach, so weit weg von der Welt, in der ich jetzt lebe. Ich habe sie verdrängt, diese Erinnerung, habe sie in einer dunklen Ecke versteckt und eine dicke Mauer um sie herum gebaut. Alles war so schwer zu ertragen. Langsam baue ich die Mauer ab, schaue dahinter und sehe Dinge, die ich lieber vergessen möchte. Schreie aus Schmerz, Tränen aus Hoffnungslosigkeit, Angst und Verzweiflung sind darin gefangen. Warum tue ich mir das an, warum lasse ich diese Gefühle nicht da, wo sie schon seit Jahren gelegen haben, verdrängt, gehasst und gefürchtet? Weil die Mauer nicht ausreichte, so hoch ich sie auch gebaut hatte. Immer wieder sickerten Schuldgefühle, Stimmen, die mir mein Versagen vorhielten, hindurch und quälten mich. Sie begleiteten mich Jahr um Jahr, verhöhnten mich und raubten mir jegliche Lebensfreu-

de. Aber es war doch nicht meine Schuld, ich war doch nur ein Kind gewesen, unschuldig, voller Vertrauen und ohne Wissen von der Welt, in der ich lebte.

Diese Schuldgefühle, wie schrecklich sie mich quälten, wie grausam sie Besitz von mir ergreifen.

Ich hatte Zuflucht gesucht in der Welt, in der ich aufgewachsen bin, in der ich Halt gefunden und eine stabile Identität; wollte eine Welt wiederfinden, in der ich mich glücklich und frei fühlte. Langsam jedoch begreife ich, dass auch diese Welt sich allmählich verflüchtigt. Ich werde dazu gezwungen, mir ein neues Zuhause und ein neues Leben aufzubauen, um endlich wieder zu mir selbst zu finden und den Qualen für immer ein Ende zu bereiten.

Deshalb habe ich mich entschieden, von mir zu erzählen, die Geschichte meines Lebens, nachdem ich den Dschungel verlassen hatte.

1

Ich lebe in einer Zivilisation, in der Krieg herrscht, ein schrecklicher Krieg. In diesem Krieg fließt kein Blut, werden keine Kriegsgräber mitten in der Landschaft ausgehoben; dieser Krieg ist unsichtbar – einer, der die Seele der Menschen zerstört.

Ich sehe Menschen mit leeren Augen, verwundet, aggressiv, kalt und verloren. Sie sind hilflos, allein, ihre seelischen Wunden bleiben unbeachtet. Mütter kämpfen gegen Väter, Kinder gegen Eltern, Junge gegen Alte, Frauen gegen Männer, Arme gegen Reiche. Wer nicht kämpft, geht unter, und wer kämpft, ist allein und riskiert es, seine Identität zu verlieren.

Ich möchte davon erzählen, wie ich meine Seele verlor, wie mich eine grausige Kälte ergriff, wie ich versuchte, meine Einsamkeit zu verdrängen, meine Angst durch Härte zu ersetzen und meinen Durst nach schneller Anerkennung zu stillen. Aber ich will auch davon erzählen, wie ich anfang zu kämpfen und wie ich von der Gejagten zur Jägerin wurde.

Ich will wieder leben, wieder unmittelbar fühlen und

wieder lernen zu fliegen. Will die einfachen Dinge im Leben genießen, spüren, wie es ist, geliebt zu werden und selbst zu lieben, die Freiheit wieder spüren. Eine Freiheit, von der ich als Kind im Zusammenleben mit einem einfachen Volk erfahren habe, einem kleinen Stamm, der nach unseren westlichen Maßstäben wahrscheinlich als unzivilisiert gilt. Doch jetzt frage ich mich, welche Zivilisation dem Menschen zuträglicher ist.

Ich weiß, dass es keine perfekte Welt gibt, weder hier noch im Urwald. Aber wenn man, wie ich, im Urwald die Freiheit der Seele erfahren hat, dann riskiert man in der modernen, westlichen Welt den Absturz.

Ein Blitz zuckte am Himmel, der Regen prallte auf das Aluminiumdach. Schwarze, schwere Wolken bedeckten den Urwald und alles um uns herum versank im Nebel. Die Tiere am Boden suchten Schutz im Unterholz, Vögel, Insekten und Schmetterlinge flüchteten sich ins dichte Gebüsch, um das Ende der Flut abzuwarten. Die Eingeborenen des Fayu-Stammes, bei denen wir lebten, kehrten fast alle in ihre Sumpfgebiete zurück. Die wenigen, die im Dorf blieben, verbargen sich in ihren Hütten. Die Regenzeit hatte wieder einmal begonnen.

Unser kleines Holzhaus, oder besser gesagt unsere Hütte, lag am Ende des Dorfes, direkt am Fluss, der mit jeder Minute stieg und bald alles zu überschwemmen drohte.

Es war kühl geworden, eine Kerosinlampe verbreitete mattes Licht in dem Raum. Ich hockte auf unserer

Holzbank und schaute aus dem mit einem Fliegengitter geschützten Fenster hinaus. Wie so oft in dieser Zeit langweilte ich mich. Wir hatten kaum Spiele, keinen Fernseher oder andere elektronische Geräte. Die paar Bücher, die wir besaßen, kannte ich in- und auswendig. Die Kassetten hatte ich so oft gehört, dass sie schon kaputtgingen, so, als wüssten sie, dass sie ihre Schuldigkeit getan hätten.

Ich muss ungefähr zehn gewesen sein, mein Bruder Christian acht und meine ältere Schwester Judith zwölf. Wir lebten im Urwald von West-Papua, Indonesien, wo meine Eltern als Sprachforscher und Missionare arbeiteten.

Sie beschäftigten sich mit dem kleinen Fayu-Stamm, der 1978 entdeckt worden war. Anfang 1980 zogen wir als Familie in ihr Gebiet, um mit ihnen zu leben und ihre Sprache zu erforschen. Während meine Eltern ihre Zeit damit verbrachten, diese sehr fremde Sprache von Grund auf zu lernen und zu analysieren, spielten wir Kinder mit den Fayu-Kindern im Dschungel. Wir schwammen im Fluss, erforschten die Wildnis, erlebten spannende Abenteuer. Wenn aber die Regenzeit begann, änderte sich unser Leben dramatisch.

Unser Alltag wurde farblos und endlos langweilig. Wie alle anderen Lebewesen warteten wir darauf, dass die Sonne zurückkäme, wir nach draußen laufen und uns wieder in der bunten und spannenden Welt verlieren könnten.

An diesem Tag jedoch war die Welt nur grau und ausdruckslos. Stundenlang hockte ich auf meinem Platz,

starrte teilnahmslos vor mich hin. Jeder Tag war genau wie der Tag davor und der danach, dieselbe Aussicht, dasselbe Essen, dieselben Menschen und, wie ein treuer Begleiter, dieselbe quälende Langeweile.

Irgendwann machte Judith dann das, was sie auch an den Tagen zuvor gemacht hatte: Sie ging in den Nebenraum, holte ihre kleine Sammlung von Kohlestücken, die sie sich sorgfältig aus dem Feuerplatz draußen herausgeklaut hatte, begab sich zu einem Teil der Wand, der noch frei war, und fing an zu malen. Christian und ich schauten ihr einige Zeit zu, doch dann drehten wir uns wieder um und beobachteten weiter den Regen. Einmal versuchten wir, die Regentropfen zu zählen, doch bald gaben wir auf, es waren zu viele, und uns brummte nur der Kopf.

Ein anderes Mal veranstalteten wir einen Wettbewerb: Wer kann am meisten Moskitos zerquetschen, ohne sich von der Stelle zu bewegen. In einer halben Stunde hatte ich etwa zwanzig zerdrückt. Auch das war bald uninteressant, und so kehrten wir zu unserer Hauptbeschäftigung zurück. Wir starrten aus dem Fenster. Vielleicht dachten wir, dass wir dadurch die Sonne schneller herauslocken könnten.

Wenn ich jetzt daran zurückdenke, weiß ich genau, dass es auch an diesen dunklen Tagen immer etwas zu bewundern gab. Die Regentropfen zum Beispiel, die runde Wellen auf der Wasseroberfläche des Flusses verursachten, oder der Blitz, der aus einer schwarzen Wolke heraussprang und alles in weißes Licht tauchte, oder der kleine Bach, der sich zu einem sprudelnden Fluss

verwandelte, auf dem kleine weiße Feen über das Wasser tanzten.

Manchmal versammelten wir uns auch alle um unseren Holztisch und spielten zum hundertsten Mal eines der zwei Spiele, die wir besaßen: Mensch-ärgere-dich-nicht oder Scrabble. Oder wir erzählten uns Geschichten, die sich meistens um das eine Thema drehten, das uns in diesen dunklen Tagen zum Träumen brachte: Deutschland.

»Stimmt es wirklich, dass die Straßen dort mit Schokolade bedeckt sind?«, fragte Christian.

»Natürlich nicht«, antwortete Judith, die noch fleißig malte, »du solltest nicht immer glauben, was Sabine dir erzählt.«

»Doch es stimmt«, fügte ich mit einem Lachen hinzu.

»Sabine, das ist eine Lüge«, rief Christian, »und lügen darf man nicht!«

»Aber es stimmt, dass man überall in Deutschland Schokolade bekommen kann«, sagte ich mit erhobener Stimme, »und nicht nur Schokolade, sondern auch Spielsachen, Playmobil, Lego, Puppen ...«

»Seit wann interessieren dich Puppen?«, unterbrach mich Judith mit ironischem Lächeln.

»Das tun sie ja nicht, aber es gibt Autos, die von ganz alleine fahren, oder unechte Tiere, die sich ganz von alleine bewegen. Ich würde mir einen Hund aussuchen, der mir überallhin folgt und mein bester Freund werden könnte«, sagte ich verträumt.

»Und ich möchte ganz viel Playmobil haben, ein ganzes

Zimmer, voll bis oben zur Decke.« Das war Christians Wunsch.

»Ich würde mir einen großen Block weißes Papier aussuchen, so weiß wie eine Wolke. Und echte Farben, mit denen ich malen kann.« Judith sah ein bisschen traurig auf ihre Kohle.

»Und Bücher! So viele Bücher, dass ich nicht mehr weiß, wie sie alle heißen«, rief ich schnell.

»Und ich möchte zehn Tafeln Schokolade haben, alle nur für mich.« Christians Augen leuchteten.

»Nicht teilen ist auch falsch«, antwortete ich frech.

»Das stimmt nicht!«, Christian schrie fast.

»Fangt nicht schon wieder an, euch zu streiten«, kam die strenge Stimme von Mama aus dem Nebenraum.

»Mama«, rief Judith hinüber, »erzähl uns was über Deutschland.«

»Ja, bitte«, sagte ich aufgeregt, »darüber, wie Erdbeeren und Himbeeren schmecken.«

Mama seufzte, setzte sich zu uns und begann mit ihren Geschichten.

Zuerst sprach sie über die Zeit, als sie mit den Diakonissen lebte. Über die Streiche, die sie sich während ihrer Ausbildung als Krankenschwester ausgedacht hatten. Sie beschrieb die Landschaft, die sie in ihrer Jugend mit einem Fahrrad durchquert hatte, in den schönsten Farben. Sie redete vom Winter und versuchte uns das Gefühl von Schnee in der Hand zu erklären, und dass die Hand taub vor Kälte werden konnte, schwärmte von Weihnachten und geschmückten Tannenbäumen in ihrer Kindheit und dann davon, wie sie unseren Vater

kennengelernt und ihn immer beim Tischtennis geschlagen hatte. Das ließ Papa von seiner Arbeit hochblicken und laut dementieren, was uns Kinder zum Lachen brachte.

Am ausführlichsten erzählte sie uns von der phantastischen Vielfalt an Essen und Trinken.

Erst viele Jahre später ist mir bewusst geworden, wie viel Heimweh meine Mutter gehabt haben muss, so weit weg von ihrem Zuhause, tief im Urwald, wo das alltägliche Leben ein Kampf ums Überleben war. Wo die einfachsten Aufgaben zu großen Herausforderungen wurden, die man irgendwie bewältigen musste. Wo es weder Geschäfte noch die einfachste Infrastruktur gab und ein Plastikeimer einen unvorstellbaren Wert darstellte. Wo die Hitze so intensiv werden konnte, dass man es kaum noch wagte, sich zu bewegen.

Als Kind aber interessierte mich das alles nicht. Schließlich lebte ich in einer Welt, die meine Heimat war. Ich war voll und ganz damit beschäftigt, Spaß zu haben, den Dschungel zu erforschen, Freundschaften zu schließen. Ich kannte ja nichts anderes als unser Dorf in West-Papua.

Auch an diesem regnerischen Tag drehte ich mich wieder zum Fenster, hörte meiner Mutter zu, während ich die dicken Tropfen beobachtete, und träumte vor mich hin.

Wie schön Deutschland sein muss, wie aufregend und spannend, und wie fröhlich die Menschen.

Ich stellte mir vor, wie sie in ihren wunderschönen Kleidern durch die Straßen spazieren. Wie sie einander anlächeln und sich freundlich begrüßen. Wie sie sich einen Berg aus Erdbeeren oder einen großen Becher Eis teilen. Wahrscheinlich waren sie die glücklichsten Menschen der Welt mit dem ganzen Wohlstand, der sie umgab.

Doch bald war die Regenzeit vorbei, die Sonne strahlte wieder aus blauem Himmel, wir liefen nach draußen und das Thema Deutschland war vergessen bis zur nächsten Regenzeit.

Ich habe in zwei Welten gelebt, die nicht unterschiedlicher hätten sein können.

Als Kind wuchs ich in einer Kultur auf, in der hauptsächlich der innere Wert des Menschen zählte. Eine Frau wurde ich in einer Kultur, wo das Äußere sehr wichtig war. Wobei für mich die äußere Welt alles ist, was wir sehen, die innere, alles, was wir fühlen. Die Eingeborenen nennen sie die sichtbare und die unsichtbare Welt.

Wenn mich jemand fragt, was denn der größte Unterschied zwischen dem Leben im Urwald und dem in der westlichen Welt ist, fallen mir zuerst diese beiden Extreme ein. Das äußere und das innere Leben.

Wenn wir uns in Deutschland verletzen, einen Unfall haben oder krank werden, kommt ein Krankenwagen mit ausgebildetem Personal. Jedes Jahr werden Millionen Euro für neue Medikamente ausgegeben, Tausende von Ärzten werden ausgebildet, und in jeder Stadt gibt

es Einrichtungen, um Kranke und Verletzte aufzunehmen.

Selbstverständlich bin ich – inzwischen Mutter von vier Kindern – sehr dankbar für Antibiotika, für Krankenhäuser und Ärzte. Ich habe das Leid in den sogenannten armen Ländern durchaus wahrgenommen und versucht, zu helfen. Aber ist diese »gute Versorgung« alles?

Wenn wir hier seelisch verletzt werden, wenn eine geliebte Person stirbt oder wir das Gefühl haben, unter einer schwierigen Situation zusammenzubrechen, wer ist dann für uns da? Wenn wir leiden, weinen, vor Schmerz taub werden, uns alleine und verlassen fühlen, in Depression verfallen, wer kommt dann, um uns zu »retten«?

Wenden wir uns an Freunde oder Familienmitglieder, heißt es oft, wir sollten doch endlich über die Situation hinwegkommen und nicht andere dauernd mit unseren Problemen belasten. Und wenn wir Hilfe bei Psychologen suchen, werden wir gleich als schwach oder labil eingestuft.

Wir werden mit unseren psychischen Verletzungen weitgehend alleingelassen, müssen selbst damit zurechtkommen. Wir verdrängen unsere Schmerzen, um nach außen stark zu wirken. Irgendwann aber werden wir dann körperlich krank, gehen zum Arzt und lassen uns Medikamente verschreiben. Der Kern des Problems aber bleibt, und wir wundern uns, warum wir immer aufs Neue krank werden. Wir sind wie in einem Lauf-
rad, das nicht anzuhalten ist.

Wir sind es nicht gewöhnt, Gefühle offen zu zeigen.
Weinen ist für Schwache.

Was ist ein Versprechen wert, wenn es nicht als Vertrag auf Papier dokumentiert ist?

Was ist Freundschaft? Nur eine flüchtige Begegnung? Erfolg ist an die Redensart »über Leichen gehen« gekoppelt. Ohne Bedenken werden Menschen »beurteilt«, mit Worten, die zerstören können, die weh tun, und das alles, um selbst voranzukommen, um »Sensationelles« zu schaffen.

Was zählt, ist das Äußere. Welches Auto wir fahren, ist wichtig, wie wir angezogen sind, welches »standing« wir in der Gesellschaft haben, wie schön oder hässlich, reich oder arm wir sind, wie erfolgreich oder erfolglos, wie gebildet oder ungebildet. Die Liste ist endlos.

Zeitschriften schaffen Schönheitsideale mit computerkorrigierten, jungen, dünnen Frauen und empfehlen die neueste Diät, die uns zu dieser Traumfigur verhelfen soll. Perfekte Haare, perfekte Figur, perfektes Gesicht, perfekter Partner, perfekte Kinder, perfektes Haus, perfekter Job, perfektes Leben – sollten wir mit all dem Wissen, Fortschritt und Luxus nicht die glücklichsten Menschen der Welt sein?

Was aber, wenn Traurigkeit, Kälte, Missachtung, Misstrauen, Unfreundlichkeit, Habgier, Unverständnis, Stolz, Bitterkeit, Einsamkeit, Hoffnungslosigkeit, Existenzangst, Stress, Depression, Alkoholismus, Burn-out-Syndrom, Neurodermitis oder Herzinfarkt über uns kommen? Wenn nur noch Flucht hilft? Flucht und immer wieder Flucht?

Was aber, wenn das Äußere vernachlässigt wird und nur der innere Wert des Menschen zählt?
Ich habe erlebt, was dann geschehen kann.

Im Urwald von West-Papua, Indonesien, lebte ein junges Ehepaar. Sie gehörten zu den Iyarike, einer der vier Gruppen des Fayu-Stammes. Die Iyarike-Gruppe war klein, hatte nur knapp hundert Mitglieder.

Ihr Gebiet erstreckte sich über viele Kilometer und bestand aus dichtem Urwald, sumpfigem Boden und mehreren Flüssen, die sich, wie lange dünne Finger einer Hand, vom Hauptfluss aus verzweigten.

So wie alle Fayu, hatten auch sie vier Hütten, die einige Kilometer voneinander entfernt lagen. Drei Monate verbrachten sie in einer Hütte, jagten und sammelten alles Essbare in der Umgebung und zogen dann zur nächsten Hütte. Wenn ein Jahr vergangen war, befanden sie sich wieder in der ersten Hütte, wo inzwischen alles nachgewachsen und Beute leicht zu erlegen war. Jahr für Jahr wiederholten sie diesen Vorgang, lebten in Einheit mit der Natur, holten sich nur das, was sie für den Tag brauchten. Ein, aus unserer Sicht damals, paradiesisches Leben.

Bunte Vögel und Schmetterlinge, die hoch in den tiefblauen Himmel flogen, die Sonne, die Wärme und Licht schenkte, der Urwald mit seinen riesigen Bäumen, die wie ein grüner Teppich über der Erde lagen, Flüsse voll mit Fischen und anderem Getier. Tropische Orchideen, die sanft über dem fließenden Wasser baumelten, und Sonnenuntergänge, die wie ein riesiges Feuerwerk

Farben über den Abendhimmel verteilten. In dieser Pracht lebten Menschen, die immer füreinander da waren und alles, was sie besaßen, miteinander teilten. Hatte jemand ein Wildschwein oder einen Kasuar erlegt, fanden sie zusammen und aßen gemeinsam das Fleisch. Die Frauen ernteten Sago oder Brotfrucht, die Männer jagten oder saßen beieinander und erzählten sich Jagdgeschichten. Freundschaft und Treue waren ihre höchsten Tugenden, bis zum Tod hielten sie zueinander.

Wenn jemand traurig war, kam die ganze Gruppe zusammen, um zu trösten, denn nichts war schlimmer als seelisches Leid. Gefühle, Ehre, Ehrlichkeit, geteiltes Besitztum, das waren ihre wichtigsten Werte. Stehlen, Untreue, Mord wurden mit dem Tod bestraft, eine andere Bestrafung gab es nicht.

Innerhalb ihrer Gruppe gab es eine geregelte soziale Struktur. Der Häuptling konnte jederzeit abgewählt werden, wenn er nicht dem Wohl der Gruppe diente. Entscheidungen wurden gemeinsam getroffen. Die Fayu lebten in einer Welt, in der die Zeit stehengeblieben war. Sie jagten mit Pfeilen und Bogen, fällten Bäume mit der Steinaxt, um Einbäume oder Hütten zu bauen. Bambus wurde verwendet, um Feuer zu machen oder Fleisch zu schneiden, Baumrinde zu Tragenetzen und Seilen verarbeitet. Es gab kein Geld, kein Eigentum, keine Geheimnisse, keine Lügen. Jeder identifizierte sich durch die Gruppe, ein Privatleben gab es nicht. Je jünger man war, desto niedriger war man auf der sozialen Leiter. Mit dem Alter verdiente man sich

Respekt, Ehre und Anerkennung. Reichtum wurde an der Anzahl der Kinder und Wildschweine gemessen. Frauen waren bis zu ihrem Lebensende abgesichert. Wenn ihr Ehemann starb, erbte der Bruder oder Onkel die Witwe und ihre Kinder. Er sorgte für sie, ging jagen für sie, und ihre Kinder waren jetzt auch seine. Sie heirateten nicht aus Liebe, sondern aus Überlebensnotwendigkeit, holten sich Liebe, Stärke, Zuneigung und Bestätigung aus Freundschaften, die vom Kindesalter an bestanden und bis zum Tod hielten. Ihre Seelen konnten sie ungeschützt entfalten, denn sie wurden von Ihresgleichen geschützt, geliebt und gepflegt. Und so lebte dieses junge Iyarike-Paar vom Fayu-Stamm ein scheinbar perfektes Leben, vergessen von der Außenwelt, ohne jeglichen Kontakt oder Einfluss zu der, sich immer schneller entwickelnden, Zivilisation und fernab fremder Kulturen. In Wahrheit aber war diese Welt alles andere als ein Paradies.